

Vor Weihnachten

Autor(en): **Seidel, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 6

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vorerst im Dunkel, so konnten sie sie nicht gleich erkennen und antworteten unsicher: „Guten Abend!“

Sie trat einen Schritt vor: „Mutter!“

„In Jesu Namen, du bist's, Ragnhild?“

Eine lange Pause. — Alle drei standen da und sahen sich an.

Rasmus zeigte auf das Kind. Ragnhild beugte den Kopf zu einem Nicken.

„Darf ich eintreten, Vater?“ Das kam so hilflos und leise.

Er ballte die Fäuste und trat vor. Jetzt eben schrie das Kind. Er ließ die Hände sinken und fuhr sich über die Stirn. Dann flog ein verlegenes Lächeln über seine Züge. „Nein, aber was ist das mit dir, Karen? Da bekommen wir Gäste, und du hast ganz vergessen, die Weihnachtslichter anzuzünden. Beeile dich nun. Ich will das Kleine so lange halten.“

Winterlicher Tag

Hans Schumacher

Nebel strömt im Obstbaumgarten;
Krummer Rauch hängt vom Kamin.
Hang und Hof den Schnee erwarten
Ueber graue Hügel hin.

Korn und Aepfel auf den Dielen
Wärme unterm dumpfen Dach —
Menschen irren Zeit und Zielen
Noch vor Abend müde nach . . .

Jahr und Tag sind bald beendet,
Schmäler wird der Dämmerung Strich.
Wer den Blick ins Inn're wendet,
Kehrt zurück und findet sich.

Mag verfrüht der Winter fallen,
Bleibt die Wegspur doch besteh'n:
Ernten lagern jenen allen,
Die des Nachts nach Hause geh'n.

Vor Weihnachten

Die Schneeflocken schaukelten sachte auf die Erde nieder, legten sich eine neben die andere zu einem weißen Teppich, darin schrieben die Schritte ihre große und kleine Schrift. Und da es Samstag war, begannen die Glocken zu läuten, eine helle fing an, eine tiefe fiel ein, dann die tiefste, dunkelste und alle bauten ein kristallenes Gewölbe von Tönen, aus dem die weißen Flocken die Töne zum Verklingen hernieder trugen.

So dachte ich es mir, als ich mit dem Kinde durch die Straßen ging. Es dachte sich's anders, und da das Geläute nun in wenigen vereinsam-

ten Glockenschlägen verklang, fragte es: ob denn die Glocken nicht traurig wären, wenn die Luft plötzlich wieder leer und still sei; und wohin die Töne auch gingen. Während ich der Frage nachstaunte, und dem unbekanntem Kindersinn, der sich noch wunderte, wohin die Töne gehen, die- weil wir nicht einmal mehr fragen, wohin Menschen gehen . . . während ich nach einer Antwort suchte, die ganz flach und bedeutungslos gelautes hätte; sie stiegen zum Himmel . . . oder: die Glocken haben gerufen und sind nun wieder zufrieden und still . . . währenddem hatte das Kind

die Frage bereits wieder vergessen, denn ein breites Fenster tat sich auf vor ihm mit Eisenbahnen, Getier und Lichtern. Stumm stand es davor, und ich sah von der Seite, wie seine Augen aufmerksam von einem Stück zum andern wanderten, in die Kunde gingen, unermüdetlich und wortlos. Endlich faßte es meine Hand fester, und mit einem seltsam verzückten Blick aus großen feuchten Augen entschloß es sich zum Gehen, um schon vor dem nächsten Fenster wieder genau so unermüdetlich und wortlos zu staunen.

„Was glaubst du, wird dir das Christkind bringen?“ fragte ich in meiner albernen Erwachsensein. — „Ich weiß es nicht,“ sagte es in leiser Andacht, „vielleicht eine Eisenbahn, vielleicht einen Meccano...“, dann gingen wir weiter. Plötzlich überfiel es mich: „Du, Tanti, Konrad hat gesagt, es gäbe gar kein Christkind.“ Ich hörte wohl Zweifel und Verachtung für seinen älteren Kameraden in der Frage, aber ich war erschrocken. Hätte es doch seine Mutter gefragt, es war wie eine Verantwortung, die mir da mit einemmal aufgeladen wurde. „Weißt du“, sagte ich mutig, „solange du wirklich an das Christkind glaubst, solange kommt es zu dir.“ — Womit ich nicht gelogen habe, denn solange wir an etwas wirklich glauben, solange besteht es. — „Nachher nicht mehr?“ — „Nachher nicht mehr.“ — „Weißt du“, beteuerte es eifrig, „ich bin ganz sicher, daß es kommt, letztes Jahr sah ich es an einem Abend vorbeifliegen, und an einem Morgen standen Spuren im Schnee.“

Da überfiel es mich mit einemmal, das große, beklemmende Mitleid mit dem Kinde, mit allen Kindern. Aus seinem verklärten Blick, aus seinen Worten hat mich eine Welt gestreift, die durchsichtig und spröde verwundbar scheint. Ich wünschte mir mit aller Inbrunst nur das eine: das kleine Kerlchen für alle Zeiten schützen zu können, damit sein Glaube an das Christkind und an alles, was gut und schön scheint, nie nie getrübt würde. Mit einem Wort: ich hätte das Unvermeidliche vermeidlich machen mögen, die Härte weich, das Böse gut und das Finstere hell in diesem einen Leben. Zum mindesten darüber wachen, daß nie „die Luft plötzlich wieder leer und still sei.“

Wie groß müßten meine Hände sein, um sie über das Leben eines Kindes breiten zu können!

Wir waren weitergegangen. Die Flocken überkrusteten die kleine Mütze neben mir. Ich hörte einen tiefen Seufzer. Um Gottes Willen, durchfuhr es mich, er ahnt...

„Du“, jubelte das Kerlchen aus seinem Seufzer heraus, „ich freue mich gräßlich auf Weihnachten. Du auch?“

„Sicher ja,“ beteuerte ich, obschon ich genau wußte, daß meine Freude ein kleines Fünkchen war im Vergleich zu seinem heiligen Feuer. Wohin ging unsere bedingungslose Freude? Wann ging sie... Wir freuen uns noch immer, o ja, aber wir zählen nicht mehr die Tage, wir sagen nicht mehr: noch zehnmal schlafen, Mama, nicht wahr, morgen sind es nur noch neunmal und übermorgen nur noch achtmal; wird es denn heuer gar nie Weihnachten? — Wir wissen, daß alles einmal wird, aber auch, daß vieles geschehen kann, was die Freude dämpft, wir erziehen uns zur Mäßigung und Vernunft, wir wissen zuviel, um uns „gräßlich“ zu freuen.

Dabei scheint es mir gestern gewesen zu sein, da ich mit Mutter durch das abendliche Dorf ging; im Konsumladen hingen bunte Kugeln, die im Lichte verzaubert schimmerten, darüber lagen Lebkuchen-Männer und -Herzen; Mutter mußte davor stehen bleiben zum ungezähltesten Mal, und ich behauptete: „Mama, so wie ich mich auf Weihnachten freue, so kannst du dich nicht und kein Mensch sich freuen!“ Ich weiß nicht, ob Mutter damals gelächelt hat, oder ob sie sich, wie ich es tat, wünschte, diese reine Freude und den Glauben zu erhalten. Vielleicht war sie viel klüger als ich und hegte nicht solche Wünsche, weil sie wußte, daß dieses Schützen und Erhalten nie gelänge, vom Leben nicht beachtet, und vom Menschen selbst nicht gewollt würde. Denn der erste Glaube an das Christkind und sein Wesen verging — er entglitt wie das Läuten der Glocken, ich wußte von keinen Tränen und tragischen Augenblicken zu berichten, es ging genau so leise, wie ich mir das Kommen des Christkinds dachte. Erst später umwebte man jene Zeit mit dem Schimmer der verlorenen Liebe, dem Zauber der verschwundenen Verheißung, des friedlichen Lebens.

Und doch war damals auch Krieg. Genau an den Abenden vor dem Konsumladen mochten die Eisenbahnzüge als leuchtende Reihe über die hohe Eisenbahnbrücke ob der Schlucht donnern, und wir wußten, daß darin franke und verwundete Soldaten saßen und lagen, die in ihre Heimat fuhren. Aber wir wußten nicht, was Krieg, verwundet und heimfahren hieß, eine verschwommene Vorstellung lebte in uns. Was sollten wir vom Kriege verstehen, wenn wir doch mit uns selbst im Frieden lebten; was von Fremde, wo unsere Welt nicht über das Heim hinausging?

Nie habe ich es mir gewünscht, zurückzugehen in vergangene Jahre. Die Zeit geht ewig fort. — Aber nun wird Weihnachten, und ich spüre die winzige warme Hand eines Kindes in der meinen, ich spüre noch viel mehr. Es ist wie ein Geheimnis, das ich einmal auch kannte, freilich ohne davon zu wissen. Ach, wäre das Leben weniger geizig, es ließe uns ein seltenes Mal wieder einen Blick tun durch die Türe, die uns von der richtigen wahren Weihnacht trennt. Es ließe uns zu Stunden nur, wieder die Augen jener Zeit bekommen, um uns ans Fenster zu pressen, hinter denen Glasfugeln und kindliches Zeug

lockt, es gäbe uns den Sinn wieder, staunend durch Straßen zu wandern und voll der Wünsche nur an eine nahe Zukunft und verschwommen an eine ferne zu denken, stets nur in der Überzeugung, daß Schönes, nur Schönes unserer wartet — und wir wüßten überhaupt nichts von Schwerm und Bösem . . . und blieben dabei ewig Kinder, die sich an Glasfenster drücken, hinter denen die Wunschträume aufgestapelt sind, Kinder, die so leicht vergessen, daß zu Hause ein ganzes Zimmer voll der ähnlichen und noch viel schöneren Wunderdinge aufgestapelt sind. Ich war nicht im mindesten weise, als ich dem Kinde antwortete, solange du daran glaubst, solange wird es kommen . . . und doch habe ich mir vorgenommen: solange ich an das Gute glaube, solange wird es kommen, solange wird das Leben schön bleiben, solange wird immer wieder Weihnachten sein. Und Friede wird auch einmal wieder werden, denn wir glauben alle daran. Dann ist Weihnachten mitten im Jahr; dann bauen alle Glocken der Welt ein kristallenes Gewölbe über der Erde, und wenn sie verklingen, ist die Luft nicht leer und still, sondern voll von Jubel — und an den Menschen ein Wohlgefallen . . .

Barbara Seidel

Aus der Vergangenheit unseres Weihnachtsbaumes

Die Sitte, am Weihnachtsfeste einen grünen, geschmückten Tannenbaum, den viel besungenen Christbaum, aufzustellen, ein Brauch, ohne den wir heute unser Weihnachtsfest uns gar nicht vorstellen könnten, der früheste und schönste Kindheitserinnerungen in uns wieder wach werden läßt und der so eng mit diesen Festtagen verbunden ist, daß ohne ihn für so viele Weihnachten gemeinhin eben nicht mehr Weihnachten wäre, ist noch gar nicht so alt, wie dies vielleicht geglaubt wird.

Vielfach wird er aus der uralten bis in graue heidnische Vorzeit zurückreichenden früheren Sitte abgeleitet, schon einige Zeit vor dem Feste Zweige von Kirsch- oder andern Laubbäumen im warmen Wohnraume in das Wasser zu stellen, wo sie dann in diesen Tagen zum blühen

oder ergrünen kommen Denn solchen Pflanzen, die schon um diese Zeit zu neuem Leben sich entfalten — der gläubige Christ sah hierin überdies die Verherrlichung der Geburt des Herrn durch die Natur — wie überhaupt solche, welche während des Winters, wenn alles andere ringsumher erstorben, grün bleiben, wurde seit jeher ganz besondere Lebenskraft zugeschrieben, weshalb man sie eben um diese Zeit, da nach der Winter Sonnenwende die Tage wieder länger zu werden beginnen, in der begründeten Hoffnung zugleich, daß nun mit der wieder steigenden Sonne die Natur zu neuer Lebenskraft erwache, in das Haus brachte, hoffend auch, daß damit diese Lebenskraft auch auf die nächste Umgebung übergehe, Übel abwehre und Segen spende.

Erste zuverlässige Nachrichten hierüber, wie